

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 10

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nationalismus, und der Mann, der als Ministerpräsident von öffentlicher Kammertribüne herab erklärte, der Artikel 19 der Völkerbundsausungen könne auf die gegenwärtigen Grenzen der europäischen Staaten keinerlei Anwendung finden, ist wohl wie kein anderer geeignet, den *Ba n k r o t* der Abrüstungskonferenz zu sichern. Denn außer dem unbestimmten, dehnbaren, in seinem Wesen verlogenen Begriff der „Sicherheit“ gibt es in der berühmten Trilogie Herriots noch den des „Schiedsgerichts“, deren Organisation die Abrüstung erst ermöglichen soll: nun aber gibt man sich in Kreisen, die dem Kriegsminister Tardieu nahe stehen, alle Mühe, um den Schiedsgerichtsgedanken in seiner gegenwärtigen Form zu entwerten, und zwar unter Hinweis auf die Urteile des Haager Hofes, die als „parteiisch“ und „beeinflusst“ hingestellt werden. Ein radikales Abendblatt, der *Pariser Soir*, machte die sensationelle Enthüllung, die amtlicherseits unwidersprochen blieb, daß nämlich der Richter, der durch seine Haltung die französische These in der *A n j l u ß f r a g e* wenigstens zum Teil rettete, diese „Gefälligkeit“ durch das französische Versprechen der freien Hand *F a p a n s* in der *M a n d s c h u r e i* erwies, und daß ohne eine solche diplomatische Intervention der Anschlußgedanke im Haag triumphiert hätte! Man weist auf andere Erkenntnisse hin, so etwa in der „Lotus“frage, in der *B o n e n* angelegenheit: nie habe Frankreich vor dieser Instanz „Recht“ bekommen, und es sei im höchsten Grade bedenklich, lebenswichtige Angelegenheiten wie etwa die Interpretation des *Y o u n g p l a n e s*, wie von mehreren Seiten angeregt war, dem Hofe zu unterbreiten. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß auch dieses Glied der berühmten Trilogie, das bald an die erste, bald an die zweite Stelle gesetzt wurde, praktisch keinen größeren Wert besitzt als den einer rednerischen Floskel, zumal trotz aller „Generalakte“ und „Fakultativklauseln“, deren Ratifizierung man mit großem Stolz verkündet, die rein politischen Streitfragen der Zuständigkeit des Hofes entzogen sind. Wir kommen damit auf die Grund- und Kardinalfrage zurück, um die herum der Kampf sich immer schärfer zuspielt, und die schließlich am Anfang wie am Ende aller französischen wie europäischen Politik steht: das *V e r s a i l l e r S y s t e m*, das kürzlich noch, ohne es zu nennen, der französische Ministerpräsident Pierre Laval in seiner Regierungserklärung mit den allgemeinen Worten „Recht“, „Pakte“, „Konventionen“ umschrieb. Es ist in düren Säzen das gleiche, was der radikale Führer *H e r r i o t* in seiner pathetischen Weise hinausschrie, was der Sozialist *Paul-Boncour* nicht müde wird, zu betonen: Frankreichs „Recht“ ist die Unwandelbarkeit von Versailles, ein Begriff, an dem die Welt zerstossen wird, wenn nicht in letzter Minute die Einsicht kommt. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß an der Schwelle dieses Jahres der *E n d f a m p f* beginnt: es wird deshalb schicksalhaft sein, wie kaum eines zuvor.

P a r i s, Ende Januar 1932.

A. P ü b.

Kultur- und Zeitfragen

Sklaven der Zeit.

Zeit ist Geld, muß Geld bringen, jede Stunde, Minute und Sekunde.

Unangreifbar wie ein Naturgesetz steht diese wirtschaftliche Weisheit über den letzten Jahrzehnten. Der rückwärtige Blick hat den Eindruck eines Schwungrades, das sich immer schneller dreht, immer höhere Geschwindigkeiten erreicht, angetrieben von der Sucht, in jede Sekunde so viele Umdrehungen als möglich hineinzupressen. War einst die Stunde das Maß der Tage, so wurde es die Sekunde, aufgespalten und zersplittert in Zehntel, Hundertstel und Tausendstel.

Der Rekordwahnsinn verdarb Technik, Sport und Spiel. Für Wenige wurden die kleinsten gewonnenen Zeitsplitter wirklich zu Geld, zu viel Geld sogar. Und man beging die unglaubliche Geschmaclosigkeit, diese Rekordorgien Olympische Spiele zu taußen.

Aber es geschah viel Schlimmeres.

Ein smarter Zeitgeier kam auf die Idee, die bei der Arbeit abfallenden Zeitsplitter zu sammeln und ihren Geldverlust nachzurechnen. Aus den Riesenzahlen, die er zusammenbrachte, destillierte er eine neue Weisheit: was der Arbeiter an der Drehbank, an der Schreibmaschine oder am Kontobuch tut, muß mechanisiert, nachgerechnet und mit der Stoppuhr kontrolliert werden. Wird der Finger beim Greifen des Drehstückes, des einzuspannenden Papiers oder des umzuwendenden Kontoblattes so und so gekrümmkt, der Arm so und so bewegt, dann werden so und so viel Tausendstel, Hundertstel und Zehntelsekunden erspart, was im Tag so und so viel ganze Sekunden und Minuten, im Jahr so und so viel Stunden und Tage, Dollar oder Pfund, Mark oder Franken ergibt. Der Betrieb wird „leistungsfähiger“, will heißen „konkurrenzfähig“, das Produkt billiger, der Absatz größer, und — die Dividende höher. Versteht sich, das ist ja die Hauptache, sonst hätte der ganze Zauber keinen Sinn. Zu den Maschinen aus Stahl und Eisen kamen Maschinen aus Fleisch und Blut, abgerichtete Automaten, deren Glieder und Gelebe sozusagen nur in Schienen laufen durften.

Geldhunger multipliziert mit Zeithunger.

Und nun schien es erst herrlich zu werden auf unserm Planeten. Vom Auto mit seinen sechzig Durchschnittskilometern gings zum Flugzeug mit hundertzwanzig. Das Stratosphärenflugzeug wird uns dreihundert oder sechshundert bescheren. Man darf das Beste hoffen. Der arme Zweifüßer wird zum Wurm, der sich unter Gummirädern windet.

Aber eins ist doch merkwürdig. Je mehr wir aus den Sekunden quetschen, desto weniger Zeit haben wir. Selbst zur Arbeit reicht sie nicht mehr recht, weil der Tag mit allem möglichen vollgestopft wird. Wir essen kaum mehr, wir schlafen und lesen dabei: mit der Suppe nationalrätsliche Reden, mit Fleisch und Gemüse das Reparationsproblem, der Käse erinnert uns an den Mandchuriekonflikt, der zwar auch nicht gut riecht, aber den Japanern um so besser bekommt. Und mit dem Weltliner wird der Ärger über den jüngsten Börsenbericht hinuntergespült.

Wo blieb das Paradies, das uns die Zeitjäger versprachen?

Zweiundzwanzig Millionen Menschen hat die rasend gewordene Wirtschaftsmaschine ausgespien, Menschen, denen Zeit nicht mehr Geld ist, sondern tatenloses Warten, Verlust und Armut. Zwischen den müßigen Händen zerrinnt ihnen etwas Unwiederbringliches: das Leben.

Die Phantasmagorie des Geldes schwindet:

Zeit ist nicht Geld, Zeit ist Arbeit und Leben!

Wir wußten es nur nicht mehr. Wie könnten wir sonst sagen: die Zeit totschlagen? Nur Lebendiges kann man totschlagen, nicht das Geld.

Und die vierundvierzig Millionen müßiger Hände sind gezwungen, ihr Leben, ihre Kraft, ihr Wollen und Können totzuschlagen, ausgestoßen von einem lebensfeindlich gewordenen Organismus. Denn all die Milliarden Splitter, welche der Zeit abgelistet und ausgepreßt wurden, rauben den Arbeitslosen Leben und Wirken, rinnen wie Sand ins Wirtschaftsgetriebe, daß es kreischt und ächzt und ganz stillzustehen droht.

Rationalisierung ohne Ratio.

Wird die ungeheure Aufgabe gelingen, den zweihundzwanzig Millionen mit der Arbeit den Lebensinhalt wiederzugeben?

Wir müssen bei uns selber anfangen, wieder Zeit haben wollen, aus Zeitmaschinen wieder Menschen werden. Es gibt ein so einfaches Mittel dafür, daß

man sich fast schämt, es zu nennen: keine Zeit an Wertloses und Nichtiges verschwenden.

Zum Wertlosen gehört vor allem der heutige Sportbetrieb, nicht weil der Sport an sich wertlos wäre, sondern weil die Masse, welche zu den Wettkämpfen strömt, eine falsche Einstellung zu den Kämpfern hat. Im Altertum, bei den kretischen Stierspielen oder den olympischen Spielen der Griechen, konnten Zuschauer und Spieler jederzeit die Rollen tauschen, weil Körperstählung Teil der Gesamterziehung, nicht Selbstzweck war. Unsere Zuschauer genießen die Wettkämpfe etwa wie die alten Römer die Kämpfe ihrer Gladiatoren oder die Spanier ihre Stierkämpfe: mit einer kalten Gier nach Sensation und Nervenkitzel. An blutigen Nasen, schwitzenden Fußballern und stürzenden Radlern befriedigt sich die heimliche Grausamkeit der Menge.

Es ist ferner auch gar nicht nötig, jeden Abend mit etwas anderem totzuschlagen. Lärm und Tanz, Platteit und Erotik, Zweideutigkeiten sind Betäubungsmittel, Flucht vor sich selbst, Furcht vor der inneren Leere. Man weiß nichts mehr mit sich selber anzufangen.

Streichen wir das Niedrige und Nutzlose aus dem Sekundenplan unserer Tage, dann bleibt uns auch Zeit übrig für das Wertvolle, das Besinnen, das aus der Rückschau zum Vorwärtsschauen führt, von der Ausschau zur Selbstschau. Viel Törichtes bleibt dann ungetan, viel Leid und Reue wird erspart. Aus der äußersten Zusammenballung der Menschen auf Sportplatz und Tanzdielen würde die innere Gemeinschaft, welche allein fähig wäre, den Weg aus dem Chaos zu finden.

Aus Sklaven der Zeit sollen wir Meister unserer Zeit werden. Und das heißt nichts anderes als Meister werden über unser Leben und das unserer Gemeinschaft!

Hermann Wiedmer.

Zum Goethe-Gedenken.

Der schweizerische Aufruf für eine Goethespende in Erinnerung an die im März dieses Jahres hundertste Wiederkehr von Goethes Todestag ist würdig abgefaßt und die Sammlung sicher aller Zustimmung gewiß. Der tätige Ausschuß hat sich große Mühe gegeben, eine stattliche Anzahl von Männern im vordersten Range zur Unterzeichnung des Aufrufes zu gewinnen, und darunter eine erstaunliche Menge aus der welschen Schweiz, sogar solche, die feineswegs als Bewunderer des Deutschtums anzusprechen sind. Aber auch sonst wußte man nicht, daß bei den hohen Herren der Politik und Wirtschaft so viele Goethesfreunde zu finden seien. Nach Außen ist so eine erfreuliche schweizerische Kundgebung zu Stande gekommen und schließlich ist nicht erforderlich, daß nur wahrhaftige Goetheverehrer, die bestrebt sind, in seine Werke und sein Wesen einzudringen, einen solchen Aufruf unterzeichnen. Es genügt die edle Gesinnung. Aber einer Auslegung, an welche bei mancher Unterschrift zu denken ist, möchten wir von unserer Stelle aus vorbeugen. Sie liegt im Zuge der Zeit und verbindet sich gerne mit dem Namen Goethe, nämlich daß es sich bei ihm um die Feierung des übernationalen, des von den Schranken eines bestimmten Volkstums freien großen Menschen schlechthin handle. So möchte sich leicht das Schauspiel wiederholen, das man vor vierzehn Jahren bei der Lutherfeier erleben konnte, als es möglich war, dem großen religiösen Erneuerer im Basler Münster zwei Stunden lang zu huldigen, ohne mit einem Worte zu sagen, daß er ein Deutscher war. Goethe war so gut ein Deutscher, als Dante ein Italiener und Cervantes ein Spanier waren. Sie alle brachten die Eigenschaften ihres Volkstums zu einem höchsten Ausdruck. Wenn gerade Goethe am allermeisten die vermeintlichen Grenzen seines Volkstums überschritten und sich zum rein Menschlichen (heute gleich Internationalen) entwickelt zu haben scheint, so liegt das eben in der Weite des Deutschtums überhaupt. Goethe war nie etwas

anderes als ein Deutscher schlechthin, freilich kein Nationalist, wie man heute sagt, aber so wenig etwa der „Europäer“ als Jakob Burckhardt je aufgehört hätte, ein Basler zu sein, um in ein angeblich höheres Europäertum überzugehen. Dieses mag eine Zuflucht für die Heimatlosen sein, die mit keinem Boden und keinem Volke verwurzelt sind. Daß die Werke jener Großen nicht nur für ihr Volk, sondern darüber hinaus Bedeutung haben, ist eine ganz andere Sache.

Nur zwei Belegstellen dafür, wie Goethe selbst sich seiner Deutschheit bewußt war; am stärksten begreiflich damals, als er unter einem fremden Volke, in Italien, lebte. Aus Rom schreibt er am 1. November 1786: „Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder aus dem Grunde lieb.“ Und am 21. Februar 1787 sagt er von sich und Tischbein: „doch können wir als echte Deutsche uns nicht losmachen von Vorsätzen und Aussicht auf Arbeit.“

Wer also Goethe sagt, sagt damit deutsch in einer seiner höchsten Vollendungen. Wir denken, das dürfe und müsse in Zeiten wie den gegenwärtigen zum Ausdruck gebracht werden.

Gerhard Boerlin.

Bücher Rundschau

Zur Abrüstungskonferenz.

Werner Näf: Abrüstungsverhandlungen im Jahre 1831; Haupt, Bern, 1931; 104 S.

Alles wiederholt sich. Aus ähnlichen Erwägungen, wenn auch unter anderen Verhältnissen und mit z. T. vertauschten Rollen sind schon vor hundert Jahren von den Großmächten Bestrebungen zu einer Beschränkung der Rüstungen verfolgt worden, wie wir sie heute erleben. Es ist gut, in der Geschichte zu blättern. Man bekommt dann den nötigen Abstand von den gegenwärtigen Dingen, vermag ihre Zeit- und Augenblicksbedingtheit zu ermessen und vergibt darob nicht die Wirklichkeit und ihre treibenden Kräfte.

Aus der Schrift von Näf lernen wir die Einstellung der damaligen Großmächte zur Frage einer Rüstungsbeschränkung, ihre Beweggründe und ihr Verhalten im einzelnen kennen. Zur allgemeinen Haltung schreibt Näf: „Es sind die liberalen, fortschrittlich bewegten Mächte, die realpolitischer Haltung geneigt sind; Realpolitik im Sinne interessengemäßer Allianzen, Realpolitik im Sinne vorteilhafter Veränderungen, im Sinne verändernder Bewegung, was beim Aktionsflügel dahin führte, mit dem Krieg als Mittel zu rechnen, ja ihn zu wünschen. Es waren gegenteils die konservativen Mächte, die

die Gedanken friedlicher Organisation, zwischenstaatlichen Vertragsrechtes, des Verzichts auf kriegerische Mittel trugen.“ Entsprechend finden wir das Österreich Metternichs als Hauptbefürworter einer Einschränkung der Rüstungen. Österreich vor allem ist Nutznießer der Verträge von 1814/15; diese sind ihm günstig, gewährleisten ihm einen ruhigen Besitzstand. Metternich will dieses österreichische Interesse zu einem europäischen Interesse ausweiten. Er sieht Österreichs Heil im Siege von Grundsäzen, die als allgemein gültig und verbindlich anerkannt und erklärt werden. Es sind das vornehmlich die Heiligkeit der Verträge und der Wille zum Frieden. Darum sollen die fünf europäischen Großmächte sich zu gemeinsamer Beratung am grünen Tisch vereinigen und vor aller Welt befinden, daß sie an den bestehenden Verträgen festzuhalten und den Frieden zu wahren bereit seien. Es schwante Metternich die Schaffung einer dauernden Zentralstelle für europäische Angelegenheiten vor; schon 1815 war auf der Pariser Konferenz der Vorschlag gemacht worden, Metternich zum Dank für seine Dienste den Titel eines „Generalsekretärs von Europa“ mit angemessener Bezahlung zu verleihen. Angesichts der politischen Unsicherheit der Zeit hatten nun alle festländischen Großmächte mili-